

Tertullian und Cyprian als religiöse Persönlichkeiten

Autor(en): **Koch, Hugo**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Internationale kirchliche Zeitschrift : neue Folge der Revue
internationale de théologie**

Band (Jahr): **10 (1920)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-403939>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Tertullian und Cyprian als religiöse Persönlichkeiten.

1. Wie Pallas Athene dem Haupte des Zeus, so entsteigt die Kirche Nordafrikas gegen Ende des zweiten Jahrhunderts dem Dunkel ihrer Vergangenheit in voller Rüstung. Nicht als schüchterne Anfängerin tritt sie ins Licht der Geschichte, sondern als eine in christlicher Lehre und kirchlichem Leben bewährte Meisterin. Ihre Geburtsurkunde ist uns unbekannt; zwei Blut-
taufscheine — die Akten der sogenannten scilitanischen Märtyrer und der Perpetua und Felicitas — bilden die ersten Blätter ihrer Geschichte. Um dieselbe Zeit aber steht plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, der Mann da, der den schriftstellerischen und theologischen Vorsprung der afrikanischen Kirche begründen sollte, Quintus Septimius Florens *Tertullianus*.

Sohn eines Hauptmanns im Dienste des Prokonsuls von Afrika, vielleicht eine Zeitlang als Rechtsanwalt tätig, jedenfalls in der Sprache des Soldatenlebens und der Rechtskunde zu Hause, trägt Tertullian eine Summe von kriegerischen und rechtlichen Vorstellungen und Bildern in die christliche Gedankenwelt hinein. So hat sein Christentum von Anfang an etwas wuchtig Verpflichtendes, Ausschliessliches, Entschiedenenes, Schneidiges und Schneidendes, Herausforderndes, Angreifendes und Eingreifendes, aber auch in der Begründung seiner Ansprüche und im Streite etwas Verfängliches, Augenblickliches, Haarspaltendes, Kniffliges. Und diese Eigenschaften steigerten sich im Laufe der Jahre und trieben den leidenschaftlichen, überspannten Mann in die Arme einer engbrüstigen, schwärmerischen Sekte, die zwar die hohen Leitgedanken des Urchristentums für sich, aber die ganze geschichtliche Entwicklung und eine leidige Notwendigkeit gegen sich hatte.

Neben dem Kampfe mit dem seine rechtliche Zulässigkeit verneinenden römischen Staat hatte das Christentum damals

eine schwere innere Gärung durchzumachen. Auf der einen Seite drohte der Gnostizismus das geschichtliche Christentum in überweltlich weltliche und übersinnlich sinnliche Gestaltungsreihen aufzulösen. Auf der andern Seite wollte sich der Montanismus dem Rad der Entwicklung entgegenstemmen und Zustände und Erscheinungsformen des Anfangs festhalten oder künstlich erneuern, zu einer Zeit, als sie sich bereits überlebt hatten. Dazu kamen theologische Streitigkeiten über das Verhältnis der Gottheit des Erlösers zur Einheit des göttlichen Wesens. Die Kirche hat diese Kämpfe bestanden und in diesen Kämpfen sich mit vollem Bewusstsein auf die drei Grundpfeiler der Glaubensregel, des Schriftgrundsatzes und des Bischofsamtes gestellt, aber sie hat den Sieg mit Zugeständnissen bezahlen müssen, die in der Folgezeit sich weiter auswirkten. Nach mehr als einer Seite war Tertullian der beredteste, eifrigste und feurigste Verteidiger der um ihr Dasein kämpfenden Kirche. Wie gegen die Angriffe, die dem römischen Staatsgedanken entsprangen, so schwang er das scharf geschliffene Schwert seines Geistes und Witzes auch gegen die gnostische Gefahr und gegen Glaubensanschauungen, die den persönlichen Unterschied des Sohnes vom Vater verwischten, und er, der höchstwahrscheinlich zeitlebens Laie blieb, ist dabei der Vater der abendländischen Theologie und — bei allem Subordinatianismus, bei aller Unterordnung des Sohnes unter den Vater — der Vater der rechtgläubigen Dreieinigkeitslehre, wie der rechtgläubigen Lehre von Jesus Christus geworden.

Aber in einer Hinsicht konnte er der kirchlichen Entwicklung nicht folgen und fühlte er sich von ihr derart abgestossen, dass sich seine Wege von der Kirche trennten und in den Montanismus einliefen. So sehr Tertullian den Glauben betonte und in den Widersinnigkeiten des Glaubensinhaltes sogar den Beweis für seine Wahrheit erblickte, so sehr er schon seine Theologie in die Religion einrechnete — seine Religion war doch wesentlich Sittlichkeit und „Disziplin“. Christus ist ihm vor allem der Urheber einer neuen „Disziplin“, einer höheren Sittlichkeit, und um diese Sittlichkeit vor dem Verfall zu retten, ja sie auf ihre höchste Stufe zu heben, dazu tritt der Geist, der „Paraklet“, den Christus verheissen hat, in Tätigkeit. Da ist der Geist, die Kirche, die Wahrheit, wo die strengere Disziplin herrscht, wo die Jungfrauen ebenso verschleiert gehen wie die Frauen, wo der Christ nur

einmal heiraten und in der Verfolgung nicht fliehen darf, wo ausgedehnte und strenge Fasten gehalten werden, wo schwere Sünder ausgeschlossen bleiben und eine reine, heilige Gemeinde der Ankunft ihres Herrn harret.

Mit diesen Gedanken im Herzen und in der Feder wandte sich Tertullian gegen die Kirchenpolitik des römischen Bischofs Kallist, der erstmals grundsätzlich dem Bischof als dem Vertreter der Kirche die Lossprechungsgewalt auch bei schweren Sünden zusprach und diese Gewalt bei Sünden des Ehebruchs und der Unzucht ausübte und von seinen Amtsbrüdern ausgeübt wissen wollte. Das ist allem nach der Inhalt und die Bedeutung jenes „peremptorischen Ediktes“ — „Ich erlasse auch die Sünden des Ehebruchs und der Unzucht nach geleisteter Busse“ —, das den Afrikaner so aufregte. Er bezeichnet es als Verrat an der Reinheit und Heiligkeit der Kirche und zugleich als schreiende Folgewidrigkeit, dass aus der bisherigen Dreizahl kirchlich unvergebbarer Hauptsünden (Fleischessünden, Götzenopfer und Mord) die Fleischessünden ausgeschieden und der kirchlichen Lossprechung zugeführt worden seien.

Dass übrigens auch er seine Anschauung über die Busse in manchen Punkten geändert habe, sagt Tertullian im Eingang seiner montanistischen Schrift „Über die Ehrbarkeit“ selber. So hatte er in seiner katholischen Schrift „Über die Busse“ seinem Glauben an die sichere Wirkung der Bussleistungen lebhaften Ausdruck gegeben und ihn mit verschiedenen Schriftstellen, namentlich mit den Gleichnissen vom verlorenen Sohne, dem verlorenen Schafe und dem verlorenen Groschen begründet, ohne jedoch diese Wirkung nicht bloss als eine Verzeihung bei Gott, sondern auch als kirchliche Wiederaufnahme zu kennzeichnen. Als Montanist aber hegt er schwere Zweifel auch an der göttlichen Begnadigung. Jedenfalls lässt er keine Schriftstelle und kein Gleichnis mehr in diesem Sinne gelten und erlaubt der Kirche nur, den Todsünder zur Busse anzuhalten, nicht aber ihm auch Gnade und Heil in sichere Aussicht zu stellen. Er schämt sich dieses Umlernens nicht, es bedeutet ihm vielmehr einen gewaltigen Fortschritt, eine durch den Geist vermittelte neue Erkenntnis und Offenbarung. Tertullian war nie ein ausgeklügeltes Buch, er war stets ein Mensch mit seinem Widerspruch. Zwar kennt auch er eine dem Bischof unterstehende kirchliche Bussanstalt, die „Exomologese“, aber diese

hat eine äusserlich sichtbare und greifbare Wirkung nur bei leichteren, „vergebbaren“ Sünden, Sünden gegen den Nebenmenschen, nicht bei Sünden, die unmittelbar gegen Gottes Herrscherrechte gerichtet sind, bei „unvergebbaren“ Sünden. Ein solcher Sünder kann und soll zwar auch zur (kirchlichen) Busse seine Zuflucht nehmen, aber das Urteil steht einzig und allein bei Gott, und es wäre Anmassung, wenn eine irdisch-menschliche Stelle hier richten und lossprechen wollte. Nicht die Bischofskirche, sondern nur die Geisteskirche könnte in solchem Falle durch einen, in Gottes Gedanken eingeweihten und durch Gotteskräfte dies erweisenden, Geistesmann das lösende Wort sprechen, wie ja auch Petrus als Geistesmann für seine Person mit der Binde- und Lösegewalt ausgestattet wurde (Mt. 16, 18 f.). Ausserdem gibt es noch widernatürliche Sünden, die auch den letzten Verbindungsfaden zwischen dem Sünder und der Kirche zerreißen und auch eine kirchliche Bussleistung abschneiden.

Hier scheiden sich zwei Kirchenbegriffe: der hierarchisch-juristische des römischen Bischofs und der urchristlich-pneumatische des „altmodischen Christen“ Tertullian. Der Anschauungswechsel Tertullians ist auch hierin lange nicht so gross, als man meistens glaubt. Ein Mehrheitsrecht, wie es nachmals Vinzenz von Lerinum so denkwürdig zum Ausdruck brachte, hatte nie seinen Beifall, vielmehr war er von jeher der Anschauung, dass die Mehrzahl der Einfalt näher stehe als der Einsicht und die Kirche Jesu auch bei zweien oder dreien zu finden sei. Schon in seiner katholischen Zeit hatte er den Unterschied von kirchlicher Vorstandschaft und Laien geschichtlich erklärt und nicht auf das göttliche, sondern auf das kirchlich-menschliche Recht zurückgeführt. Zum Zweck der kirchlichen Ordnung ist dieser Unterschied geschaffen, und es ist Ehrensache der katholischen Kirche, ihn und damit die Ordnung und den Frieden zu wahren, während bei ketzerischen Gemeinschaften wilde Unordnung herrscht und heute dieser, morgen jener Priester oder Laie ist. An sich ist aber jeder Christ durch die Taufe zum Priester geweiht, und er kann auch in die Lage kommen, das in ihm ruhende, durch die kirchliche Ordnung für gewöhnlich gebundene Priestertum auch wirklich auszuüben, zu taufen und zu opfern, nämlich überall da, wo keine beamtete Priesterschaft zur Stelle ist. Es verrät den

ganzen sittlichen Schwung Tertullians, dass er die Christen alle nicht für Laien, sondern für Priester erklärt, um ihre Pflicht zu betonen, sich auf der Höhe priesterlicher Sittenzucht zu halten.

Mit religiösem Scharfsinn erkannte Tertullian, dass ein hierarchisches „Ich spreche los“ auf eine schiefe Ebene führe, die nur abwärts gleiten lasse. Mit urchristlich-religiösem Gefühl empfand er den Widerspruch einer kirchlichen Herrscherkaste mit dem Evangelium und sprach er dem kirchlichen Amte nur eine Pflicht der Dienstleistung, nicht ein Recht auf Herrschaft zu. Darum setzt er, der „Jurist“, dem römisch-rechtlichen Kirchenbegriffe Kallists mit aller Entschiedenheit seinen sittlich-religiösen Kirchenbegriff entgegen. Er will das Gewissen des einzelnen nicht durch Priesterspruch entlastet und abgestumpft, nicht in einem Sammelgewissen aufgelöst sehen, sondern jeden mit der vollen Last seiner Verantwortung vor seinen Gott stellen.

Gewiss hat Tertullian, als Montanist noch mehr als vorher, manches bittere und hässliche Wort gesprochen, seine Feder nicht selten in Galle getaucht und mit seiner heissen Naturanlage und seiner südlich üppigen Einbildungskraft zu den gewagtesten Bildern und Wendungen gegriffen. Aber er kämpfte um sein Heiligtum, und es spricht aus seinen Schriften ein ungewöhnlicher sittlicher Ernst, eine tiefe Frömmigkeit, die aufs Ganze geht, der alles Halbe, Hinterhältige, Zweideutige, alles Unterhandeln und Nachgeben in innerster Seele zuwider ist. Noch gibt es in der Kirche kein Mönchtum mit dem besonderen Berufe, der Welt zu entsagen und nach dem Evangelium zu leben: für jeden Christen soll die Taufe den Abschied und die volle Loslösung von der Welt, die ungeteilte Hingabe zum Kriegsdienst Jesu Christi bedeuten. Man wird ja auch noch zumeist Christ mit Überlegung und aus freier Wahl, man wird noch nicht ins Christentum hineingeboren. Tertullian ist ein Gegner der Kindertaufe und warnt vor frühzeitiger Übernahme der ernstesten Taufverpflichtungen.

Auch mit Philosophie und weltlicher Wissenschaft hat das Christentum nichts zu tun. Tertullian verleugnet hier seine ganze Vorbildung und Vergangenheit, von der er doch immer noch zehrt, aus der er die Waffen zur Verteidigung des Glaubens gegen Heiden und gegen Ketzler holt. Zwar ist ihm die Ver-

nunft eine Himmelstochter und hell genug, um den einen wahren Gott aus der sichtbaren Schöpfung und aus der Sprache des Herzens zu erkennen. Aber den Widersinnigkeiten der Glaubensregel steht sie unfähig gegenüber, da hat sie einfach zu schweigen und sich zu bescheiden. Der Versuch, den Inhalt des Glaubens in wissenschaftliche Begriffe zu fassen und unter philosophische Vorstellungen zu bringen, muss fehlschlagen und zu schweren Irrtümern und Entstellungen führen. Die Philosophie ist die Mutter aller Ketzereien. „Was hat Athen mit Jerusalem zu schaffen? Was die Akademie mit der Kirche?“ „Was hat ein Philosoph und ein Christ gemein? Der Schüler Griechenlands und der Schüler des Himmels?“ So urteilt ein Mann, der selber als Christ den Philosophenmantel anlegte, der die Sprache der abendländischen Theologie zu einem guten Teil geschaffen und sie der Rechtswissenschaft, sowie der aristotelischen und stoischen Denklehre entlehnt hat!

So entschieden Tertullian alle Ketzerei bekämpfte, „Katholik“ im heutigen Sinne ist er eigentlich doch nie gewesen. Die Kirche, der er angehörte, war selber noch nicht zum vollen Katholizismus ausgereift, sondern noch immer im Übergang von der urchristlichen zur katholischen Gestalt, dieser freilich bedeutend näher als jener, und als sie einen entscheidenden Schritt vorwärts machte, ging Tertullian einen Schritt zurück und erweiterte damit seinen Abstand von ihr derart, dass eine Versöhnung unmöglich wurde. Waren von jeher in der Mischung seiner Gedanken die urchristlichen Bestandteile stärker als in seiner kirchlichen Umwelt, so brachen sie jetzt vollends mit Macht hervor und warfen ihn in die Arme des Montanismus, dessen Hochspannung und Schwärmerei ganz seiner Seelenstimmung entsprach. So sang er dessen Lieder in immer stärkeren und leidenschaftlicheren Tönen, in immer gellern und schneidenderen Missklängen. Seine Seele war fortan eine Leier, die Montanus spielte, bis die Saiten sprangen. Tertullian starb in hohem Alter als Sektenhaupt. Glänzend wie ein Feuerstern war er der Kirche aufgegangen, wie ein Feuerstern entschwand er in einsamer Bahn ihren Blicken.

Und doch hat die Kirche, die er grollend verlassen und der er manches böse Wort nachgerufen hat, ihn nie ganz fallen lassen und sein Andenken nicht so behandelt, wie sie sonst Ketzer und Abtrünnige zu behandeln pflegt. Sind doch

selbst seine grimmigsten Streitschriften gegen die Grosskirche erhalten geblieben! Es ist, als ob ein Gefühl in ihr wirksam gewesen wäre, dass er eigentlich im Kampf um Hochziele fiel, die einstmals auch die ihren gewesen waren, die sie aber ihrem Drange und Berufe, Massenkirche und Weltkirche zu werden, geopfert hatte. Jedenfalls versagte die damals schon übliche und auch von Tertullian gebrauchte Schablone für Beurteilung von Ketzern und Abtrünnigen bei einer Anwendung auf ihn selber. Auch durch eine gewisse Dankespflicht blieb die lateinische Kirche dem Manne verbunden, der ihre Theologie begründet, ihre Glaubensregel ins Licht gestellt und verteidigt und eine Fülle frommer, fruchtbarer Gedanken ausgestreut hatte. Die abendländische Kirche war hier in der Tat dankbarer und rücksichtsvoller als ihre morgenländische Schwester, die ihren grössten Theologen, Origenes, der im Frieden mit der Kirche als Bekenner gestorben war, nach Jahrhunderten feierlich verfluchte und damit ihre Geisteswelt um wertvolle Gedanken und Anregungen brachte.

Wie man in kirchlichen Kreisen Tertullians Schrifttum in Ehren hielt und doch seine Schroffheiten und Einseitigkeiten zu meiden wusste, dafür ist das sprechendste Beispiel ein ausgezeichnet „katholischer Bischof“, der hl. Cyprian von Karthago, der dem Gedankenschatze Tertullians vieles entlehnte und, wie uns eine alte Nachricht meldet, täglich nach den Schriften des „Meisters“ griff, ohne ihn freilich auch nur einmal in seinen eigenen Schriften zu erwähnen.

2. Cäcilius *Cyprianus*, genannt Thascius, leitete knapp zehn Jahre (248—258) als Bischof die Gemeinde von Karthago. Aber diese kurze Zeit genügte, ihn zum angesehensten und gefeiertsten Bischof Afrikas, ja des Abendlandes zu machen, so dass der römische Bischof Stephan seine Eifersucht nicht mehr verbergen konnte. Dass er sich zu seinem Landsmanne Tertullian hingezogen fühlte und ihn trotz seines unkirchlichen Ausgangs hochschätzte, hat einen tiefen inneren Grund. Gewiss war Cyprian ein strenger Kirchenmann, ein Mann der grossen Gemeinschaft, der Einheit und des Zusammenhaltes, und Tertullian ein Mann des kleinen Kreises, ja ein Sonderling und Einspänner. Aber dennoch ist die Geistesverwandtschaft beider grösser, als man meistens glaubt. Was sie verbindet, sind Fäden, die aus dem Urchristentum herlaufen. Was sie trennt, ist der Fortschritt

des Katholizismus, den der eine unter eigensinnigem Festhalten an urchristlichen Gedanken ablehnte, der andere aber mitmachte und mit den alten Leitsätzen auszugleichen suchte.

Auch Cyprian ist Geistesmann, „Pneumatiker“: nur wo der Geist ist, können religiöse Kräfte wirksam werden, können Gnaden fließen, können heilige Handlungen inneren Erfolg haben. Der Geist ist's, der lebendig macht. Darum ist alles Priestertum, jedes Opfer, jede Weihe, jede Taufe, jede Sündenvergebung vom Geistesbesitz abhängig. Während aber Tertullian den Geistbesitz der Bischofskirche abspricht, weil sie ihn durch die Nichtanerkennung des „Parakleten“ und seiner strengen sittlichen Anforderungen verscherzt habe, ist für Cyprian der Geistbesitz geradezu Erbgut der katholischen Bischofskirche. Tertullian sagt: Nur wo der Geist ist und sich in einem Geistesmanne wie Petrus wirksam erweist, da ist die Kirche. Cyprian: Nur wo die Kirche ist, da ist der Geist und ein geisterfüllter Amtsträger wie Petrus. Aber die Zugehörigkeit zur Kirche sichert dem einzelnen, sei er Laie oder Kleriker, nur die Möglichkeit, nicht die Wirklichkeit des Geistbesitzes. Nur der Kirche als solcher, der Gesamtheit der Bischöfe und Gläubigen, ist der Geist unverlierbar zu eigen, weil die Kirche als solche auch heilig und untadelig ist. Beim einzelnen aber steht und fällt der Geistbesitz und damit auch jede Amtsgnade und Amtsvollmacht mit der Zugehörigkeit zur Kirche und der persönlichen sittlichen Reinheit.

Man sieht hier, wie bei Cyprian urchristlich-geistmässige und katholisch-kirchliche Gedanken miteinander ringen und in Einklang zu kommen suchen, wie bei allem Kirchentum und Priestertum doch die persönliche sittlich-religiöse Haltung den Ausschlag gibt. Cyprian ist katholisch genug, um nicht etwa nur, wie Tertullian, ein geschichtlich gewordenes und kirchenrechtlich begründetes, sondern ein von Jesus Christus eingesetztes besonderes Priestertum zu kennen, aber andererseits doch noch geistlich genug, um ein Priestertum ohne Rechtschaffenheit und persönlichen Geistbesitz als Widerspruch zu empfinden. Bei ihm ist nicht das Amt die Voraussetzung für den Geist, sondern der Geist Voraussetzung für das Amt: nicht wer Priester ist, hat den Geist, sondern nur wer den Geist hat, kann Priester sein. Das Verhältnis, das Tertullian zwischen Geist und Kirche aufstellt, waltet also bei Cyprian innerhalb der Kirche zwischen

Geist und Amt, freilich nicht so, dass nun mit dem Geiste auch ohne weiteres das Amt gegeben wäre, aber so, dass der Verlust des Geistes auch den Verlust der Amtsgnade zur Folge hat. Der urchristliche Kirchenbegriff, den Cyprian gegen Novatian bewusst ablehnte, wirkt bei ihm im Sakramentsbegriff weiter.

Gegen Novatians Anschauung und Haltung aufzutreten, ist ihm nicht leicht geworden. Er stand ihr vielmehr von Haus aus sehr nahe und hatte nachher alle Mühe, den Wandel seiner Anschauung zu rechtfertigen und vielleicht auch ein wenig zu verschleiern. Auch er war ursprünglich, wie sein Meister Tertullian, der Überzeugung, dass „Sünden gegen Gott“ nicht von der Kirche, sondern nur von Gott selbst nachgelassen werden könnten, rechnete aber zu diesen Sünden schon nicht mehr fleischliche Vergehen. So musste es kommen, wie Tertullian es vorausgesagt hatte: aus der Dreizahl der unvergeblichen Hauptsünden wurde nach den Fleischessünden auch die Glaubensverleugnung gestrichen.

Den Anlass dazu bot die Verfolgung unter Kaiser Decius, die erste grosse und planmässige Verfolgung, die auch einen massenhaften Abfall in verschiedenen Arten herbeiführte, so dass manchenorts die Zahl der Gefallenen die der Standhaften weit überstieg.

Das war für die Kirche eine ganz neue Lage, die auch neue Massregeln erforderte. Da der Klerus der ihres Bischofs beraubten römischen Kirche dafür war, die bussfertigen Gefallenen in Todesgefahr wieder aufzunehmen, so verstand sich auch der Bischof von Karthago dazu, aber nur jeweils bei Vorweisung eines Märtyrerempfehlungsbriefes. Zugleich sorgte er dafür, dass mit solchen Aufnahmebriefen nicht Missbrauch getrieben werden sollte. Als die Verfolgung zu Ende war, wurde auf einer Versammlung afrikanischer Bischöfe beschlossen, die sogenannten Libellatiker, die, ohne wirklich geopfert zu haben, sich einen Opferschein verschafft hatten, sofort, die Opferer in Todesgefahr (auch ohne Märtyrerbrief) wieder aufzunehmen. Und angesichts einer neuen Verfolgung (unter Gallus und Valerianus) fasste eine neue Versammlung den Beschluss, die Gefallenen der früheren Verfolgung, wenn sie längere Zeit Busse geleistet hätten, zu begnadigen. Bei all diesem Entgegenkommen aber galt es als selbstverständlich, dass Gefallenen, die

sich erst auf dem Todbett zur Busse meldeten, die Lossprechung nicht gewährt werden könne.

So ist der Gang der Dinge, wie er aus Cyprians Schriften und Briefen heraustritt. Es gehörte für den Bischof von Karthago viel Entsagung und Nachgiebigkeit dazu, diese Entwicklung mitzumachen. Er war hier nicht, wie später im Ketzertaufstreit, der Schiebende, sondern der Geschobene, und hatte dabei die undankbare Aufgabe, mit seiner überlegenen Sprache zu rechtfertigen, was die Not der Zeit und die Wucht der Zahl den Vorstehern der Kirche abgerungen hatte. Dass dies nicht ohne einen gewissen Selbstwiderspruch abging, kann darum nicht wundernehmen. Und als die Anfrage an ihn kam, was denn Novatian, der den Gefallenen die Wiederaufnahme verweigert wissen wollte, für eine Ketzerei eingeführt habe, war er in Verlegenheit und konnte keine glatte Antwort geben. Was er an Novatian am meisten tadelt, ist auch nicht dessen Anschauung und Übung — darüber könnte man schliesslich hinwegsehen, wie ja frühere Bischöfe auch den Fleischessünden die Aufnahme versagten — sondern seine Kirchenspaltung, der Bruch der kirchlichen Einheit, die Gründung einer Gegenkirche, die Aufstellung eines Altars gegen den Altar der Kirche, die Tatsache, dass er die Kirche, nicht die Kirche ihn, preisgegeben hat. Mehr und handlichere Waffen bot ihm die bisherige Lehre und Zucht der Kirche gegen eine andere zu weitgehende Richtung, die ihm in seiner eigenen Gemeinde zu schaffen machte, und der die Wiederaufnahme der Gefallenen nicht rasch genug gehen konnte. Erst als die römische Strenge Novatians sich durch einen Bund mit der karthagischen Leichtfertigkeit des Novatus und seines Anhanges blossstellte, war es Cyprian leichter gemacht, die Folgerichtigkeit und den sittlichen Ernst des kirchlichen Mittelweges auch gegenüber der novatianischen Härte zu erweisen.

In der Tat wusste Cyprian diesen sittlichen Ernst auch bei der Rücksichtnahme auf die menschliche Schwäche zu wahren. Die Sündenvergebung wird nicht mühelos erlangt, sondern muss durch strenge Bussübungen verdient werden, und die kirchliche Lossprechung greift in keiner Weise dem Urteil Gottes vor: ihm bleibt alles anheimgestellt, und der Gerichtstag wird die Entscheidung bringen. Die kirchliche Mitgliedschaft ist zwar Voraussetzung, aber nicht sichere Bürgschaft

des ewigen Heiles. Die Kirche ist nicht mehr die Gemeinschaft der zum ewigen Leben Vorausbestimmten und Geretteten, sondern die Heilsanstalt, in der allein man zur Seligkeit gelangen kann.

Hatte Cyprian in der Bussfrage Schulter an Schulter mit der römischen Kirche gegen die beiden äussersten Richtungen zu grosser Nachgiebigkeit und unerbittlicher Härte gekämpft, so brachte ihn der Ketzertaufstreit in scharfen Zusammenstoss mit dem römischen Bischof Stephanus, und es fiel zwischen den streitenden Heiligen manches unsanfte Wort. Nach seiner ganzen Anschauung von der Wirksamkeit des Geistes und dem Zusammenhang von Geist und Sakrament musste Cyprian die Gültigkeit jeder ausserhalb der Kirche gespendeten Taufe verneinen, während der römische Bischof diese Gültigkeit anerkannte und bei der Aufnahme von Bekehrten nur eine, Sünden-nachlass und Geistesmitteilung bewirkende, Handauflegung für nötig erachtete. Verschärft wurde der Streit durch die gebieterische Haltung, die Stephan beliebte und die das Selbstbewusstsein der Afrikaner verletzen musste.

Es ist ein grosser Irrtum, wenn man glaubt, Cyprian habe es damals an Folgerichtigkeit fehlen lassen und seine früher ausgesprochenen Grundsätze über die Stellung des römischen Stuhles durch sein tatsächliches Verhalten verleugnet. Das Gegenteil ist richtig: Cyprian hat lediglich die Folgerung aus seinem von jeher behaupteten Standpunkte gezogen. Er hat nie einen Rechtsvorrang des römischen Bischofs gekannt, nie dessen Urteil als solches für ausschlaggebend erachtet, nie die Zugehörigkeit zur Kirche von der Anerkennung gerade durch Rom abhängig gemacht — sowenig als Tertullian, der noch in seiner kirchlichen Zeit die Einheit der Kirche lediglich in der gegenseitigen friedlichen Gemeinschaft erblickt, der alle Kirchen, als Abkömmlinge apostolischer Kirchen, für apostolisch und ursprünglich erklärt und die Lehrgewalt Roms grundsätzlich nicht über die anderer von den Aposteln unmittelbar gegründeter Kirchen, wie Korinths oder Thessalonichs, stellt, der als Montanist die volle Schale seines Spottes über einen Bischof ausgiesst, der sich als „Bischof der Bischöfe“ aufspielte.

Für Cyprian ist die katholische Kirche nicht eine unter einem römischen Oberhaupte stehende, von diesem beherrschte Gemeinschaft von Bischöfen und Gläubigen, sondern ein Ver-

band durchaus gleichstehender und gleichberechtigter Bischöfe, die sich in die Leitung der Herde Jesu Christi teilen und für ihre Amtsführung nur Gott Rechenschaft schulden. Voraussetzungen der Amtsführung sind ordnungsmässige Wahl, sittliche Unantastbarkeit und Verbindung mit den übrigen Bischöfen, und zwar gelten diese Voraussetzungen für den römischen Bischof ebenso wie für jeden andern. Die Einheit der Kirche besteht nicht in der Unterordnung aller unter einen, sondern in der Einordnung jedes einzelnen in das Ganze, in gegenseitiger Eintracht, Bruderliebe, Gemeinschaft, Hilfsbereitschaft. Sie ist mehr sittlich-religiös als rechtlich betont, mehr eine dauernde sittliche Pflicht denn eine einmal gesetzte rechtliche Ordnung. Sie muss beim Widerstreit der Meinungen, bei den von der menschlichen Schwäche drohenden Gefahren der Entzweiung und des Auseinanderstrebens täglich in Kraft der Liebe neu erobert werden.

Einen Vorzug hat die römische Kirche vor den andern voraus: den Stuhl des Apostels, mit dem der Herr seinerzeit den Kirchenbau begonnen, den er anfangs als einzigen, vor den übrigen Aposteln, mit der Würde und Vollmacht des Bischofsamtes bekleidet und damit nicht bloss zum einmaligen Anfangspunkt, sondern auch für alle Zeiten zum Wahrzeichen und sprechenden Bild der kirchlichen Einheit gemacht hat. Aber eine rechtliche Überordnung der römischen Kirche über die andern Kirchen ist damit ebensowenig begründet als bei Petrus. Wie die Apostel nachher dieselbe Würde und Vollmacht erhielten, die Petrus zuerst allein innehatte, so steht im Grunde der Stuhl Petri in jeder bischöflichen Kirche, ist jeder Bischof Nachfolger Petri.

Nicht auf stummem Gehorsam beruht für Cyprian das Wohl der Kirche und das Heil der Seelen, sondern auf Liebe und Eintracht. Die Kirche ist ein gesunder Leib mit richtiger Verteilung der Kräfte und Säfte, ohne Stockung, ohne Überernährung oder Unterernährung irgendeines Gliedes, das kirchliche Leben eine Wechselwirkung von Geben und Empfangen, Lehren und Lernen, Beispiel und Nachahmung, Rat und Tat. Auch die Laienschaft ist keine stumme Herde, der dem Bischof untergebene Klerus kein Heer geweihter Knechte. Mag es sich um die Ergänzung des Klerus, um die Wiederaufnahme der Gefallenen und die Untersuchung der einzelnen Fälle oder sonst um eine für das Gemeindeleben wichtige Frage handeln — der Klerus

und das „heiligste Volk“ hat dabei ein Wort mitzureden, und wo Cyprian, von seiner Herde getrennt, allein handeln muss, da entschuldigt er sich mit der Notlage, in der er sich befindet, und er berücksichtigt auch da die Stimmung der Gemeinde, wie er sie aus früheren Anzeichen zu kennen glaubt. Er legt seinen Klerikern den Briefwechsel vor, den er mit auswärtigen Bischöfen und Gemeinden geführt hat, und spricht die Hoffnung aus, in ihrem Sinne geschrieben zu haben.

So geht trotz des Unterschiedes von Klerus und Laientum und trotz der kirchenamtlichen Abstufung ein erfrischender Hauch von Gleichheit und Brüderlichkeit durch die Gemeinde Cyprians. Nicht das kalte Recht ist der Kitt, der die Kirche im Innersten zusammenhält, sondern das warme Herzblut der Liebe. Die Gemeinsamkeit der höchsten und heiligsten Belange gleicht die kirchlichen wie die weltlichen Standesunterschiede aus. Ob einer geringer oder vornehmer Herkunft, arm oder reich, Laie oder Kleriker ist: er gehört zur Kirche und darf in der Kirche etwas sagen, er ist aber auch mitverantwortlich für das Wohl der Kirche und das Heil der Seelen. Die Entscheidung steht freilich beim Bischof, dem eigentlichen Hirten. Wo Selbüberhebung und Missachtung des bischöflichen Amtes sich zeigen will, da weiss Cyprian seine Würde zu wahren und die Störer der gottgewollten kirchlichen Ordnung, auch wenn es Bekenner und angehende Märtyrer sind, in Schranken zu weisen, da stehen dem Bewunderer Tertullians selbst Spott und Bitterkeit zu Gebote, die sich aber nie zu dem ätzenden und beissenden Hohne steigern, der Tertullian eigen ist, sondern immer noch eine versöhnliche, gewinnende Saite mitschwingen lassen. Gegen Ketzer und Abtrünnige hat freilich auch er im Bewusstsein des unbedingten Wahrheitsbesitzes und im Eifer für die kirchliche Einheit Töne angeschlagen, wie sie von jeher in der kirchlichen Sprache üblich waren und bis auf den heutigen Tag üblich sind, obwohl sie zum Evangelium Jesu und vielfach auch zur sonstigen Geistes- und Herzensbildung derer, die diese Sprache führen, einen grellen Missklang bilden.

Mit Tertullian teilt Cyprian auch den Glauben an fortlaufende, in Zeichen und Erscheinungen der Christenheit zuteil werdende Offenbarungen. Aber während der „Paraklet“ Tertullians bei aller Achtung vor der Glaubensregel gegen den lässiger werdenden kirchlichen Brauch immer schärferen Tadel

richtet, weist der heilige Geist Cyprians durchaus in die Wege, die die kirchliche Entwicklung einschlug. Auch hier zeigt sich bei Cyprian die Versöhnung des urchristlichen Geistbesitzes mit dem katholischen Kirchentum: der Geist wirkt und offenbart weiter, aber in kirchlich unanständigem Sinne.

Cyprians Frömmigkeit ist eben von Haus aus kirchlich zusammenfassend und nachgiebig, die Tertullians dagegen eigensinnig und rechthaberisch. Tertullian ist ein Mann der offenen Widersprüche, der Sprünge und Brüche, Cyprian eine geklärte, ausgeglichene, ihrer selbst sichere Natur, die auch Gegensätze zu versöhnen und innere Wandlungen, wie in der Bussfrage, still zu vollziehen und zu verarbeiten weiss. Tertullian ist an seinen Grundsätzen — kirchlich gesprochen — zugrunde gegangen. Cyprian verstand sich mit der Kirche dazu, Grundsätze zu opfern, an denen sie zugrunde gegangen wäre. Tertullians Worte zischen und schäumen wie Wasserfälle, die über Felsen in Schlüfte und Abgründe stürzen. Cyprians Sprache rauscht wie ein breiter und voller Strom ruhig und sicher einher. Dem rednerischen Zeitgeschmack aber haben beide ihren Zoll entrichtet.

Der Katholizismus Cyprians ist rein religiöser Natur. Er ist ihm Religion und nur Religion. Es fehlt jeder weltlich politische Seitenblick, jedes Liebäugeln mit griechischer Wissenschaft und römischer Weltherrschaft. Verriete ihn nicht seine Sprache, so könnte man meinen, er hätte nie auf einer heidnischen Schulbank gesessen und keinen weltlichen Schriftsteller gelesen. Auch sind ihm Staat und Kirche so verschiedene und geschiedene Grössen, dass die Möglichkeit einer gegenseitigen Verbindung und Umschlingung beider ganz ausserhalb seines Gesichtsfeldes liegt. Es darf dies besonders hervorgehoben werden, weil sich damals Kirche und Staat trotz der äusseren Feindschaft bereits innerlich näher gekommen waren und die Bundesfähigkeit beider innerhalb der Kirche schon ahnend gefühlt wurde. So wäre es an sich nicht zu verwundern, wenn auch Cyprian, und gerade Cyprian, der katholische Bischof und tätige Kirchenmann, ähnlich wie schon Bischof Melito von Sardes in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts, nach einem solchen Ziele ausgeschaut hätte. Allein Cyprians Gesichtskreis ist begrenzt: die Welt ist alt geworden und leidet an Adernverkalkung, sie geht ihrem Ende entgegen, die Wolken des

Gerichtes ballen sich schon am Himmel zusammen. Eine solche Stimmung ist für eine Ahnung und Vorbereitung weiterer Entwicklungen kein fruchtbarer Boden.

Auch die Theologie ist in Cyprians Geisteswelt von geringer Bedeutung. Er ist ein Mann der Tat, des wirkenden Christentums und Kirchentums, nicht der grübelnden Zergliederung und Zusammenfassung oder des gedankenkühnen Aufbaus. Zwar gehört zu seiner Religion und Frömmigkeit auch die in der hl. Schrift begründete Glaubensregel, aber sie wird einfach gläubig hingenommen und ins Leben umgesetzt, sie ist so wenig wie das Kirchentum Selbstzweck, sondern Grundlage sittlicher Lebensordnung und religiöser Vervollkommnung. Quelle seiner Weisheit ist ihm die Bibel, sie auch die Stelle, vor der jede Lehre und jeder Brauch sich ausweisen und rechtfertigen muss.

Dogmatische Erörterungen als solche sind nicht Cyprians Sache, und auch das Gebiet der Apologetik hat er nur gelegentlich gestreift. Aber wo es sich um eine Frage des christlichen Lebens handelt, da greift er ein, da lobt und tadelt, da warnt und ermuntert, da tröstet und beglückwünscht er in die Nähe und in die Ferne. Es ist die Katholizität der Anteilnahme, der Freude und des Schmerzes, und die Katholizität der keine persönlichen Opfer scheuenden Hilfsbereitschaft, die in ihm lebt und wirkt und die er auch bei andern voraussetzt. Wo ein Grund zur Freude ist, da freut er sich mit und lädt andere dazu ein, und wo Not und Trauer einkehrt, da schickt er Trost und Unterstützung.

Seine Lieblinge aber sind die Bekenner und Märtyrer in den Gefängnissen, er sorgt für sie in jeglicher Weise, seine Sprache wird zur Dichtung, wenn er ihnen schreibt, Blumen und Bilder spriessen aus seiner Feder, alles verklärt sich ihm im Glanze des Martyriums. Spielt auch hier ein gut Stück Rednerei mit, aus der schriftstellerischen Verbrämung leuchtet doch ehrliche Begeisterung und aufrichtige Verehrung heraus. Dabei ist Cyprian kein Freund einer übertriebenen Märtyrerverehrung — hat er doch im Verein mit dem römischen Klerus die Bussgewalt der Märtyrer nach und nach ausgeschaltet — oder eines Sichherandrängens zum Bekenntnis und Martyrium; er weiss es und hat es wiederholt schmerzlich erleben müssen, dass auch hinter dem Bekenner und gerade hinter ihm der Versucher lauert, dass den Höhen des Bekenntnisses ein tiefer sittlicher Fall folgen kann.

Er selber hielt es in der decischen Verfolgung für seine Person geboten, ein Versteck aufzusuchen und sich seiner Gemeinde zu erhalten. Es war nicht Furcht, was ihn forttrieb, und seinen Aufenthaltsort hätte auch die heidnische Behörde erfahren können, wenn sie ernstlich gewollt hätte. Anzüglichkeiten, die sich der römische Klerus erlaubte, wusste er mit der Sicherheit und Würde des guten Gewissens zu begegnen. Unter Valerian schlug auch seine Stunde, und mit bewundernswerter, wahrhaft königlicher Ruhe schaute er dem Martyrium ins blutige Antlitz.

Cyprian, ein kirchlich abgeschliffener Tertullian, ist das Urbild der afrikanischen, ja der abendländischen Frömmigkeit der vorkonstantinischen Zeit, wie er auch in gewissem Sinne das Vorbild eines „Kirchenfürsten“ ist, ohne dass das eine Bild durch das andere getrübt würde. Eine religiöse Beschreibung des afrikanischen und des übrigen westlichen Episkopates seiner Zeit und der nächsten Folgezeit würde ergeben, dass ihn an Schwung und Wärme des religiösen Empfindens und Lebens, sowie an würdevoller Haltung niemand erreicht, geschweige denn übertroffen hat. Seine Werke rückten denn auch in die unmittelbare Nähe der heiligen Bücher des Alten und des Neuen Testaments, und ihre Handschriften werden von den Handschriften der lateinischen Bibel an Zahl und Alter nur wenig übertroffen. So sehr wurde er in Bälde als Klassiker der Religion und Kirche gewertet. Wo man fromm und kirchlich war, war man es fortan in den von Cyprian vorgezeichneten Formen.

Das blieb so bis auf Augustin. Erst der grössere Bischof von Hippo hat den grossen Bischof von Karthago abgelöst, aber nicht ohne vorher seine Gedankenwelt in sich aufgenommen und verarbeitet zu haben. Augustins Selbstbeobachtung und Selbstzeichnung in seinen „Bekennnissen“ hat ein Vorbild an der Schrift *Ad Donatum*, worin Cyprian mit jubelnden Tönen das Gnadenwunder seiner Bekehrung und Wiedergeburt feiert und zugleich — lange vor *Lesages diable boiteux* und dessen Vorbild, dem *diablo cojuelo* von Guevara — mit Verwertung eines Zuges der menippischen Satire im Geiste die Dächer abdeckt und in die nächtlichen Kammern der Menschen hineinleuchtet. Wie Augustin stellt er der Unrast und dem Unfrieden der Welt die Ruhe und den Frieden in Gott gegenüber. Das Welt- und Geschichtsbild, das Augustin in seinem Werke vom „Gottesstaat“ vorlegt, ist wie

die weitere Ausführung einer von Cyprian in der Schrift Ad Demetrianum entworfenen Skizze.

In Augustins Farben hat dann das Abendland ein Jahrtausend lang Welt und Kirche gesehen, mit Augustins Gefühlen hat es fortan empfunden, mit seinen Worten geseufzt und gebetet, und seine Frömmigkeit wirkt auch in unsern Tagen weiter in allen Kirchen und Bekenntnissen. Leider ging von dieser, die grössten Gegensätze in sich vereinigenden, Persönlichkeit noch ein anderer, ganz und gar uncyprianischer Strom aus, der neben dem religiösen einherlief, im Laufe der Jahrhunderte immer mehr answoll, zu manchen Zeiten alle Dämme durchbrach, alles überflutete und mit sich fortriss, dessen trübe Fluten auch in der Gegenwart noch nicht verlaufen sind.

Trotz allen Enttäuschungen erwarten viele das Heil immer wieder von einem Engelspapst, der da kommen und das Haupt einer Geisteskirche werden soll. Es war einmal ein Papas Cyprianus, der war katholisch, aber nicht römisch, kirchlich, aber nicht geistlos und geisttötend, offenbarungs- und bibelgläubig, aber kein Buchstabendiener, ein Mann der Ordnung und Zucht, aber kein Knecht der Satzung und des Rechtes, ein Bischof, aber kein Hierarch, ein Kirchenfürst, aber kein Herrscher. Das klingt wie ein Märchen, und doch war es einmal Wirklichkeit, eine Wirklichkeit, an der man so vieles lernen und so vieles vergessen könnte.

München.

Hugo KOCH.
